Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 85 (2018)

Artikel: "Ich weigere mich, andere Pflichten zu haben als andere Schweizer auch" : Max Frisch zwischen Literatur und gesellschaftlichem Engagement

Autor: Tobler, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045772

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Abb. 1: Architektur gegen die Erstarrung: Max Frisch stellte 1956 «Die neue Stadt» vor. Neben ihm die anderen Mitglieder der Gesellschaft «neue Stadt»: Jakob Hunziker, «Fräulein» Giger und Hans Aregger. Das Modell spiegelt Frischs städtebauliche Idee, die er in der Schrift «achtung: die Schweiz!» zusammen mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter entworfen hatte.

Andreas Tobler

«Ich weigere mich, andere Pflichten zu haben als andere Schweizer auch»

Max Frisch zwischen Literatur und gesellschaftlichem Engagement

Mit «Zurich Enters the '60s» betitelte das amerikanische «Newsweek»-Magazin im Juli 1980 einen seiner Artikel.[1] Berichtet wurde darin von 300 Jugendlichen, die Tomaten, Eier und Farbbomben gegen die Besucher einer Opernaufführung warfen, also von jenen Ereignissen, die wir heute als Opernhauskrawalle und achtziger Unruhen kennen. Im «Newsweek»-Artikel wird auch über die darauf folgenden Proteste berichtet, mit denen die «angry Swiss youths» nicht nur ihre Forderungen nach einem autonomen Jugendzentrum kundtaten, sondern auch Zürichs bedächtige Bürger schockten: Früher oder später hole die Geschichte selbst die Schweiz ein, wusste der Verfasser des «Newsweek»-Artikels, in offenkundiger Unkenntnis eines Globuskrawalls oder anderer 68er Proteste in der Schweiz.[2] Illustriert war der Text mit einem Foto des «Blick», das einen Nacktprotest zeigt.

Zu den Lesern dieses «Newsweek»-Artikels gehörte auch der Autor Max Frisch, der sich im Sommer 1980 in New York aufhielt, sein damaliger Zweitwohnsitz neben dem Haus im Tessin. Anders als die «Newsweek» wird sich Frisch sehr wohl an das Jahr 1968 in der Schweiz erinnert haben. Gleichwohl fiel es ihm aus der Ferne sichtlich schwer, die Ereignisse in Zürich einzuschätzen: «*Zürich Enters the sixties*, ja, als ich das [...] las, dachte ich [...], das sei

ein Aufguss von damals», würde er sich etwas später im Interview erinnern. Mit dieser Meinung, es handle sich bei den Protesten um eine Reprise von 1968, kehrte Frisch im Herbst 1980 in die Schweiz zurück, wo er von Freunden hörte, «das sei etwas anderes, was da stattfindet. Und es sei noch schwer zu analysieren.» Denn anders als ein Jahrzehnt zuvor, würden die Jugendlichen nicht mehr Marcuse lesen, «Marx schon gar nicht, Mao ist erledigt».[3] Im August 1976 hatte der damals bereits 65-jährige Max Frisch mit jungen Berufsleuten und Studenten an einer Aussprache-Woche mit dem Philosophen Herbert Marcuse, Vertreter der kritischen Frankfurter Schule und Idol der bewegten Studierenden, in Maloja teilgenommen. Vier Jahre später schien eine neue Zeit angebrochen zu sein.

Frischs «Newsweek»-Lektüre ist durchaus symptomatisch für seine Biografie. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, dass er sich mit einer politischen Bewegung konfrontiert sah, mit der er dem Grundsatz nach sympathisierte, von der er sich aber zugleich getrennt fühlte. «Identifizierst du dich mit den Studenten?», fragte er sich 1968 selbst, als Zürich von den Unruhen erfasst wurde. «Dafür bin ich zu alt», war damals seine lapidare Antwort.[4] 1980 fühlte sich Frisch nicht nur zu alt, sondern zugleich überflüssig angesichts der politischen Bewegung, die sich ein autonomes Jugendzentrum und andere Freiräume erkämpfen wollte. «Was wollen diese Jungen denn?», fragte Frisch, als er in einem Interview darauf angesprochen wurde. «Die wollen selber machen. [...] Die wollen keine Arrivierten als Hebamme, und daran tun sie auch gut, denke ich.»[5]

Der arrivierte Aufklärer

Max Frisch zählte in den 1980er Jahren aufgrund seiner zahlreichen Auszeichnungen, seiner Theatererfolge, von Romanen wie «Stiller» und «Homo faber», deren hohen Auflagen und des damit verbundenen Wohlstands zu den Arrivierten. Der Ruhm und der Reichtum des Autors waren aber bereits in den 1950er Jahren vorgespurt worden, als Frisch ein Stipendium der Rockefeller-Stiftung erhielt, das ihm eine Amerikareise ermöglichte. Auf dieser Reise, die ihn durch die USA und nach Mexiko führte, entstand eine Vorstufe des «Stiller»-Romans, mit dem Frisch 1954 der literarische Durchbruch gelang – und der ihm einen Lebenswandel ermöglichte, der sich fundamental von demjenigen der politischen Aufbruchsbewegungen unterschied: Frisch fuhr einen Jaguar, leistete sich wechselnde Wohnsitze in Europa und den USA und veröffentlichte zu Beginn der 1980er Jahre gar ein Foto von sich, das seinen Reichtum und seine Arriviertheit mehr als deutlich hervorstrich. Es zeigt ihn 1962 im weissen Anzug in Rom, wobei Frisch selbst einräumte, dieses Foto sei nicht nur Ausdruck einer gewissen «römischen Eleganz», sondern auch «einer Allüre».[6] Gewiss, in Romanen wie dem «Stiller» wird wiederholt der Aufbruch geprobt; in Interviews erzählte Frisch freimütig von seinem Bruch mit dem Grossbürgertum, der mit der Trennung von seiner zweiten Ehefrau einherging. In literarischen Texten und Essays widersetzte er sich zudem machtvollen Mythen wie dem Wilhelm Tell, wandte sich gegen den Faschismus, das Militär, staatliche Überwachung und andere Formen von Repression.

Zugleich war Frisch mit Stücken wie «Andorra» im Lauf der 1960er Jahre zu einer Autorität geworden – in einer Zeit, als dieses Etikett zu einem Schimpfwort avancierte, wie Peter von Matt in einem Aufsatz treffend herausgearbeitet hat.[7] Nach dem Ende der langen Sechziger ging Frisch zudem auf Tuchfühlung mit dem politischen Establishment. 1976 reiste er mit einer Delegation des deutschen Bundeskanzlers Helmut Schmidt nach China. Ein Jahr später war Frisch zusammen mit Siegfried Lenz und Heinrich Böll, beschützt von «leichten Panzerwagen», im Kanzlerbungalow zu Gast, als die Bundesrepublik ihre bisher grösste Krise erlebte – mit der Verschleppung des deutschen Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer und der Entführung der Lufthansa-Maschine «Landshut», mit welcher die Gefangenen der RAF in Stammheim freigepresst werden sollten. «Wo sehen Sie, als Schriftsteller, die Ursachen des Terrorismus?», wollte Helmut Schmidt damals wissen.[8] Wie der Bundeskanzler später erklärte, verband er mit dieser Frage die Hoffnung, «dass Frisch die Motive jener überwiegend noch jugendlichen Täter vielleicht besser verstünde als wir in Parlament und Regierung».[9] Max Frisch machte das Stattfinden des Gesprächs im Kanzlerbungalow bereits einen Monat später publik, als er auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokraten auftrat und in einer Rede die Ent-

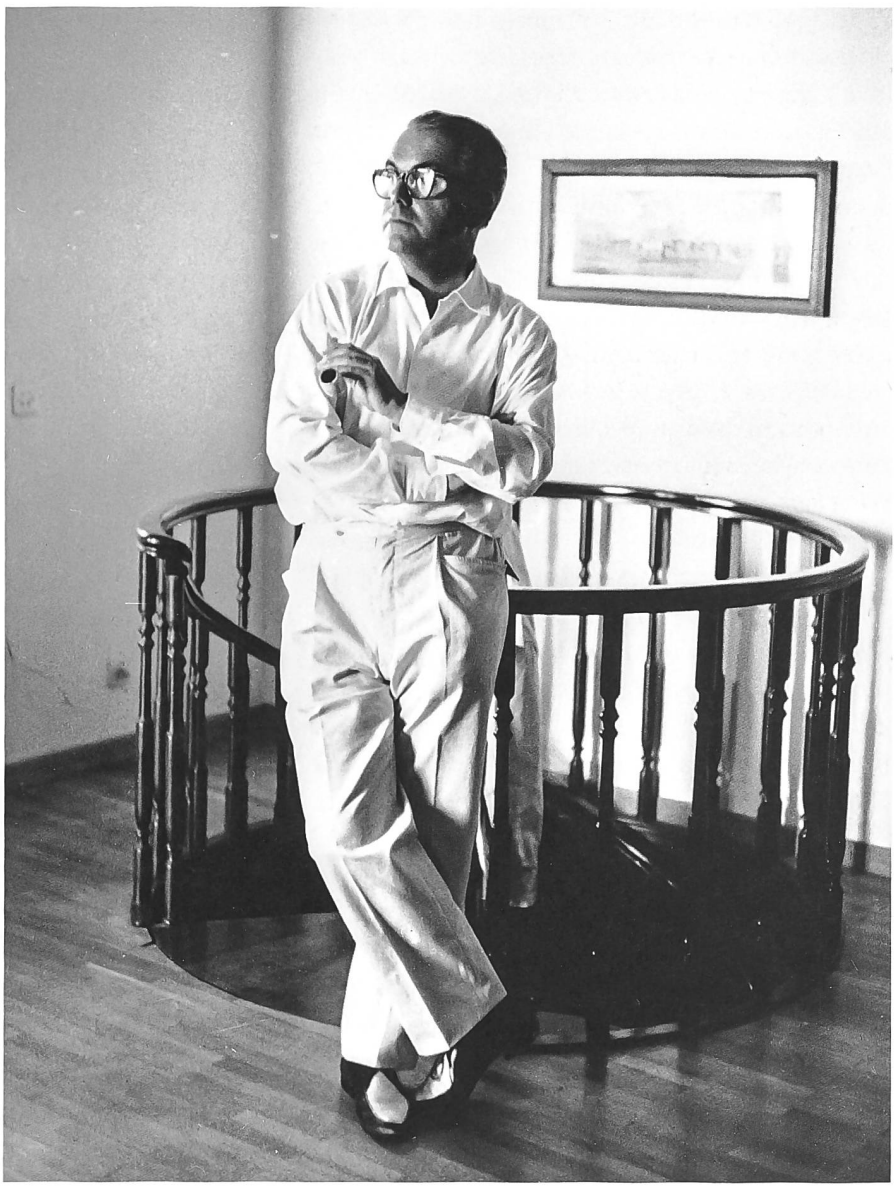

Abb. 2: «Römische Eleganz» oder doch eher eine «Allüre»? Max Frisch war sich selbst nicht sicher, nachdem er in Rom in den frühen 1960er Jahren, vermutlich vor Ingeborg Bachmann, als Dandy im weissen Anzug posiert hatte. Ganz sicher kann man sich Frisch nicht bei einem der Nacktproteste vorstellen, die im Nachgang zum Opernhauskrawall vom 30. Mai 1980 stattfanden.

scheidung Helmut Schmidts gegen den Austausch von Geiseln und RAF-Häftlingen guthiess. Trotz dieser Nähe zum Establishment, trotz seines Hangs zum Luxus und obwohl er sich in seiner Arriviertheit gefiel, war Frisch bis zuletzt für verschiedene politische Aufbruchsbewegungen von den späten 1960er bis in die späten 1980er Jahre hinein eine wichtige Autorität, die man zwecks symbolischer oder konkreter Unterstützung anging. Wie ist das zu erklären?

Um diese Frage zu beantworten, muss man aufs grosse Ganze gehen und sich das Programm des Autors vor Augen führen, zu dem er sich gerade am Ende seines Lebens mit Nachdruck bekannte. Als Max Frisch 1986 anlässlich seines 75. Geburtstags an den Solothurner Literaturtagen in einer Rede Bilanz zog, zitierte er – zwar resigniert über den Lauf der Welt, aber dennoch mit Überzeugung – Kants berühmte Sätze, wonach Aufklärung der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit sei. Frisch hatte sich also ganz entschieden der Tradition der Aufklärung verschrieben, wobei er die damit verbundenen Prämissen sehr wörtlich nahm. Nicht zuletzt, weil er mit einem aufklärerischen Programm die Dämonen bannen wollte, von denen er sich beherrscht fühlte. «My greatest fear: repetition», heisst es in Frischs «Montauk» von 1975.[10] Entsprechend oft finden sich bei Frisch

Bilder von Wiederholung, Stagnation und Apathie; er spricht von «Versteinerung», «Verrostung» oder «Verkalkung». Und er überträgt seine Furcht in Metaphern aus dem Bereich des Sexuellen, wenn mit Bezug auf das Intellektuelle von «Sterilisierung» oder «Impotenz» die Rede ist.

Seiner Angst vor Wiederholung versuchte Frisch mit dem freien Spiel seiner Erkenntniskräfte zu begegnen. Wie schwer dieses aufklärerische Projekt in die Realität umzusetzen war, zeigte sich bereits zu Beginn des Kalten Kriegs, als Frisch sich vor dem Hintergrund der sich verhärtenden Fronten auf die Suche nach einer dritten Position zwischen Ost und West begab, die in der Erstarrung der politischen Blöcke etwas bewegen würde. Besonders starke Wirkung hatte in diesem Zusammenhang die Broschüre «achtung: die Schweiz!», die Frisch 1955 zusammen mit dem Architektursoziologen Lucius Burckhardt und dem Historiker Markus Kutter herausgab. Das Autoren-Trio verabschiedete sich darin von der geistigen Landesverteidigung, die sich mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ausgeprägt hatte, aber nach 1945 nur noch ein Vehikel des Antikommunismus war.[11]

Das erklärte Ziel von «achtung: die Schweiz» war es, vor dem historischen Hintergrund der geistigen Landesverteidigung und der Blockbildung eine unabhängige Position zu entwickeln, die sich weder im real existierenden Sowjetkommunismus noch im American Way of Life erschöpfte. Gleichzeitig wollten die Autoren mit ihrer Broschüre die etablierten Parteien herausfordern, von denen sie annahmen, dass alle – auch die Schweizer Sozialdemokraten – in einer Igelhaltung gegenüber dem Sowjetkommunismus verharrten und Teil einer Verwaltung der Gegenwart geworden waren, die keine Alternative bot. Angesichts dieser politischen Situation und um eine Wirkung zu erzielen, sollte die eigenständige Position eine möglichst konkrete Gestalt erhalten. Aus diesem Grund nahm sich das Autorentrio die Stadtplanung vor, die ihm als dringlichstes Problem der Gegenwart und nahen Zukunft erschien. Burckhardt, Frisch und Kutter entwarfen eine Musterstadt für 10 000–15 000 Einwohner, ein stadtplanerisches «Experiment», das mit der Landesausstellung von 1964 Realität werden sollte.[12]

Frisch als Nonkonformist?

Wie kaum eine andere Publikation hat «achtung: die Schweiz» das Bild von Max Frisch als einem Nonkonformisten und politisch engagierten Intellektuellen zementiert.[13] Gerade Letzteres wurde für Frisch schon bald zu einem Problem. Denn obwohl er bedauerte, dass der Stadtentwurf nicht realisiert wurde, sind die folgenden Jahrzehnte geprägt von seiner Distanznahme gegenüber solchen Vorschlägen, die sich in die Realität überführen liessen. Offensichtlich war Frisch zur Einsicht gekommen, dass alle Verwirklichungen sich letztlich im Technokratismus und in einer Ideologie erschöpften.

Frisch verabschiedete sich in der Folge vom Feld der Schweizer Parteipolitik, wobei er dies auch örtlich vollzog – mit Wohnsitzen in Rom, New York und Berlin. Das erschien ihm notwendig, da er zu den Vorgängen in der Schweiz «kein neues lebendiges Verhältnis mehr hatte». «Es fiel mir nur noch ein, was ich schon gedacht hatte, und das ist steril.»[14]

Die Müdigkeit gegenüber der Schweiz und allem Ideologischen war aber nicht der einzige Grund, warum sich Max Frisch aus der Politik zurückzog. Auch das politische Engagement an sich, dem sich Autoren und Intellektuelle damals heftig verschrieben, erschien ihm zusehends sinnlos. Bei Frisch ging diese Einsicht mit einer markanten Distanz zum Label des Nonkonformisten einher, das sich damals so viele an die Brust hefteten und das man auch ihm antragen wollte. «Was man Nonkonformismus nennt, kann auch nur eine Geste sein, nicht unwahr, aber eine Geste zum Wohl unserer Arbeit», heisst es in einer Rede, die Frisch 1964 auf der Tagung der Theaterdramaturgen in Frankfurt hielt. Frisch hatte also Zweifel, wem das Engagement eigentlich etwas nützte: «Kommt es in die Kunst, weil es uns um die Welt geht, oder umgekehrt?»[15] Für sich scheint Frisch die Frage beantwortet zu haben: Die Interventionen der Künstler, wie sie in den 1960er Jahren mit Petitionen und Pamphleten eifrigst gepflegt wurden, dienten primär der Karriere und der Vergrösserung des eigenen Egos. «Ich bin in Ihren Augen, was man zurzeit einen Non-Konformisten nennt, ein Intellektueller, der die herrschende Klasse durchschaut [...]. Ab und zu unterzeichne ich einen Aufruf, eine Kundgebung für oder gegen: Proteste zugunsten meines Gewissens, solange Gewissen noch gestat-

Abb. 3: Frisch fuhr einen Jaguar und leistete sich Wohnsitze in Europa und in den USA. Nicht immer war er glücklich mit dem Wohlstand, den er seinen Roman- und Theatererfolgen zu verdanken hatte, so etwa, als er ab 1965 in der Siedlung Lochergut in Zürich eine neue Wohnform erprobte.

tet ist, und im übrigen arbeitet der Non-Konformist an seiner Karriere», heisst es dazu in Frischs «Biografie» von 1966/67.[16]

In seinen Interviews zeigte sich Max Frisch wiederholt überzeugt, dass man mit Essays und Reden letztlich «immer nur die Einverstandenen erreichen und die andern nicht überzeugen» könne.[17] Auch das Unterzeichnen von Aufrufen und Manifesten missfiel ihm. Es sei dabei nicht zu vermeiden, «dass wieder einmal dieselben Namen erscheinen», «von Mal zu Mal wertloser».[18] Der Prototyp eines solchen inflationären Engagements war für Frisch der deutsche Autorenkollege Günter Grass, dem er einen «Hang zur Publizität» vorhielt und von dem er den Eindruck hatte, der spätere Nobelpreisträger könne politische Aktualität «ohne Grass nicht ertragen», wie es in einer besonders scharfen Tagebuch-Passage heisst.[19] Es war aber ausgerechnet Grass, mit dem Frisch über die Gefahren des politischen Engagements diskutierte: über die «Verbravung» – wie auch über die «Kastration der Fantasie durch den politisch bedingten Trend ins Pragmatische, Didaktische».[20] Angesichts dieser Tendenz ins Lehrhafte erwies sich der Schweizer Autor als pragmatischer Stratege. «Ich spreche [...] den Schriftsteller-Manifesten nicht in allen Fällen die Wirksamkeit ab. Sie haben bestimmt als ad-hoc-Rarität bei ganz schwierigen Situationen eine Wirkung. Aber man soll sein Pulver sparen. Wenn es allzu oft ‹chlöpft›, dann gewöhnt sich das Publikum ans ‹Chlöpfen›».[21]

Die Haltung, sich seiner Wirkungsmacht bewusst zu sein und sich rar zu machen, um diese zu vergrössern, lässt sich bei Frisch in mehreren konkreten Fällen nachweisen. Jüngst ist etwa das Protokoll eines Telefongesprächs vom Dezember 1970 aufgetaucht, mit dem Frisch für eine Petition zugunsten der von bewegten Zürcher Jugendlichen ausgerufenen Autonomen Republik Bunker gewonnen werden sollte. «Ich habe keine Einwände gegen die Formulierung, aber ich kann aus taktischen Gründen nicht», erklärte Frisch damals, «und zwar einfach, weil ich mich aufspare, für eine Sache, die kommt.»[22] Wofür er sich damals «aufsparte», konnte nicht ermittelt werden. Aber Max Frisch hatte sich schon früheren Aufrufen entzogen, wofür er sich in der Folge auch zu rechtfertigen hatte. So etwa 1964, als er, anders als man es von ihm erwartete, das Manifest gegen die Atombewaffnung der Schweiz nicht unterzeichnete. «Ich weigere mich, Minister ohne Portefeuille zu sein und andere Pflichten zu haben als andere Schweizer auch», gab er damals zu Protokoll. Frisch widersetzte sich auch der Ansicht, dass «Onkel Max» wieder mal auf die Barrikaden gehen solle, was offensichtlich eine wiederkehrende Forderung war. «Die junge Generation soll heute auf die Barrikaden», gab er zu Protokoll – und zwar schon bevor Zürich in den

1960er Jahren von den politischen Aufbrüchen der Jugendbewegung erfasst wurde.[23]

Für Frisch war zudem klar, dass alle Formen von politischem Engagement letztlich machtlos waren, wenn sie sich gegen die Entscheidungen der politischen Machthaber richteten. «Macht reagiert nur auf Macht», heisst es dazu apodiktisch im Tagebuch.[24] Und Macht sei etwas, was die Literaten und anderen Intellektuellen eben gerade nicht hätten und nicht ausüben könnten, wenn sie nicht selbst in die Parteipolitik einsteigen würden. Das zeige sich nicht zuletzt in den zahlreichen Aufrufen, die auf ihre Unterzeichnung warteten. Für Frisch waren sie ein Symptom für die «Impotenz» allen intellektuellen und literarischen Engagements, das sich in Petitionen und Pamphleten gegen die Entscheidungen der politischen Machthaber starkmachen wollte. Vielleicht, so Frischs Vermutung, war es gerade das «Minderwertigkeitsgefühl» der Intellektuellen, die keine Macht hatten, das sie zu solchen Aufrufen und zum Engagement nötige.[25]

Aber just in dieser Zeit, als er sich der Forderung nach einer unmittelbaren und direkten Einmischung entziehen wollte und dieser jegliche Wirksamkeit absprach, war Max Frisch politisch besonders aktiv: der damals 57-Jährige erkundigte sich bei der 68er-Generation nach deren Zielen – «teilnahmsvoll», wie es in seinem Tagebuch heisst.[26] Anfang April 1968 schrieb Frisch einen Essay für die «Weltwoche», in dem er für die Anliegen des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) Partei ergriff;[27] er bürgte mit einer Kaution in der Höhe von 3000 Franken, als im Juli 1968 im Volkshaus Zürich eine Vollversammlung des Aktionskomitees für ein autonomes Jugendzentrum stattfand.[28] Und er machte seine Autorität im wahrsten Sinn des Worts raumgreifend geltend, als am 26. April 1968, rund zwei Wochen nach dem Attentat auf den deutschen Studentenführer Rudi Dutschke in Berlin, Günter Amendt und weitere Vertreter des SDS an der Universität Zürich über «die Hochschule in der Gesellschaft» diskutieren wollten, wofür sich weit über tausend Personen zusammenfanden. Da setzte sich der ebenfalls anwesende Frisch dafür ein, dass für diese Veranstaltung der grosse Lichthof der Universität geöffnet wurde.[29] Nicht zuletzt initiierte Frisch im Juni 1968 zusammen mit Gottfried Honegger das Zürcher Manifest, das entschieden für die protestierenden Studenten Partei ergriff.[30] Wie ist das zu erklären? Widerspruch oder doch ein übergeordnetes Programm?

Nicht immer mit sich selbst identisch sein: Dichter und Bürger

Frisch war als Autor niemandem ausser sich selbst Rechenschaft schuldig, was ein Grund für die zahlreichen Ambivalenzen und scheinbaren Inkonsequenzen sein mag. Diese waren bei ihm jedoch Programm. Denn Frisch war stolz darauf, nicht immer mit sich selbst identisch zu sein, sich entwickeln und wandeln zu können. «Ich will doch nicht ein Leben lang dieser Max Frisch sein!»[31] Dennoch lassen sich einige Grundlinien skizzieren, denen sich Frisch verpflichtet fühlte. Gesellschaftliches Engagement war für ihn immer dann falscher Aktivismus, wenn damit etwas erreicht werden sollte, was ausserhalb der eigenen Möglichkeiten lag. Entsprechend distanzierte er sich von Tendenzliteratur oder Agitprop. Politische Tendenzkunst lasse die literarischen Möglichkeiten verpuffen, war Frisch überzeugt. «Wenn Literatur sich darauf einlässt, dass sie sich durch gesellschaftliche Relevanz rechtfertigen soll, so hat sie schon verspielt.»[32] Als Agitprop gleiche sich Literatur nur der «Sprache der Politiker» an, die auf eine Vereinfachung und die Aufhebung der Widersprüche abziele und «damit ein schlechtes Kampfmittel»[33] sei.

Nach Frischs Auffassung bestand die Aufgabe der Literatur entschieden darin, Widersprüche und Ambivalenzen deutlich herauszustellen – sowie in der Irritation, «dass es sie trotzdem gibt».[34] Mit dieser trotzigen Wendung positionierte sich Max Frisch gegen Jean-Paul Sartre. Dieser hatte 1964 in der Debatte um den *nouveau roman* festgehalten, angesichts eines verhungernden Kinds hätten Romane kein Gewicht mehr, auch nicht sein eigenes Hauptwerk «Der Ekel», das die Freiheit des Willens und der Entscheidung feiere. Trotz seiner grossen Wertschätzung für den französischen Existenzialisten war Frisch anderer Ansicht: Sartre habe vergessen, «dass angesichts eines Hungerkindes oder eines Napalm-Opfers schon eine schlichte Mahlzeit obszön wird».[35]

Mit dieser Volte hatte Frisch aber die Frage, wie ein Autor denn ‹richtig› agieren und schreiben solle, noch nicht geklärt. In Interviews, in denen

Abb. 4: «Teilnahmsvoll»: Max Frisch zeigte sich mit der Generation seiner Kinder solidarisch. Bei einer Diskussion mit Vertretern des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes am 26. April 1968 machte er seine Autorität geltend, damit der Lichthof der Universität Zürich für die Veranstaltung geöffnet wurde. Links von Frisch der Altkommunist Konrad Farner (mit Brille), wiederentdeckt von den aufmüpfigen Studierenden.

er in wiederholten Anläufen die Frage nach dem Engagement umkreiste, führte er daher eine Unterscheidung ein – zwischen dem Staatsbürger Frisch, der sich politisch engagierte, und dem Dichter, der Literatur schuf. Mit seinen literarischen Texten wollte Max Frisch sich dem widmen, was sich nicht so ohne Weiteres in den Pragmatismus der Politik, ihre Zweckorientierung und ihre Konformität überführen liess, sondern sich vielmehr widersetzte und gerade dadurch politisch sein konnte. Das Mittel dazu war die literarische Konfrontation, etwa mit sich selbst (in der Erzählung «Montauk»), mit irrationalen Grössen wie dem Schicksal (im Roman «Homo faber») oder mit Gewalt (im Bühnenstück «Graf Öderland» verübt ein Bankangestellter einen Mord, ohne dafür ein Motiv zu haben, worauf die ihn umgebende Gesellschaft in den Faschismus kippt).

Frisch legitimierte dieses Konfrontationsspiel in seinen Selbstäusserungen mit den «genuinen Erfahrungen», die der Autor und seine Leserschaft mit seiner Literatur machen könnten und mit denen er sich allem Ideologischen widersetzen wolle. Die Möglichkeit einer genuinen, also bisher unbekannten Erfahrung wurde für Frischs Nachdenken über seinen Zugang zur Wirklichkeit und in der Bekämpfung seiner Angst vor der Wiederholung zentral. Das äusserte sich auch darin, dass Frisch, für den selbst der Konsum von illegalen Drogen nicht infrage kam, Haschisch als einen «Bezirk» anerkannte, in dem «kein Opa» der Generation seiner Kinder «mit Erfahrung» kommen könne.[36] Frisch räumte den Jungen gar das Recht ein, «sich kaputt zu machen»,[37] um so in der Überschreitung von Grenzen Spielräume zu erobern und neue Erfahrungen zu machen.

Das waren Argumente, die Frisch als Intellektuellen selbst für jene eigentlichen Nonkonformisten der frühen 1980er Jahre attraktiv machte, die im Unterschied zur 68er Generation eine *no future*-Attitüde an den Tag legten. Sie drängten weder auf eine Revolutionierung noch eine Reformierung der Gesellschaft und pflegten stattdessen einen Anarchismus, der sich – zwischen verspielt und potenziell

gewalttätig – hauptsächlich im Wunsch nach selbstverwalteten Räumen erschöpfte, mitunter auch ins Fixerelend führte.

Im Unterschied zum Dichter Max Frisch, der in seiner Literatur gern mit vernunftwidrigen Begriffen wie «Schicksal» spielte, um so jene unbekannten Erfahrungen zu ermöglichen, die es als Intellektueller zu reflektieren galt, war Frisch als Staatsbürger klar einer aufklärerischen Kritik verpflichtet, die letztlich immer aufbauend wirken sollte. Besonders deutlich zeigt sich dies in der Gewaltfrage, die Frisch in seinem Tagebuch wiederholt diskutierte, weil sie vor dem Hintergrund der politischen Bewegungen und der terroristischen Anschläge der 1960er und 70er Jahre «das zentrale Problem unserer Zeit» darstelle.[38] Für sich selbst schloss der Staatsbürger und Tagebuch-Autor Frisch die Anwendung von Gewalt entschieden aus, nicht zuletzt aus Furcht davor, selbst Opfer zu werden oder in einen besinnungslos-lustvollen Gewaltrausch zu verfallen: «Daher liebe ich die These, die Vernunft könne verändern.».[39] Mit aufklärerisch-aufbauender Kritik machte Frisch immer wieder positive Erfahrungen. Nachdem er 1965 sein berühmtes Vorwort zu Alexander Seilers Buchfassung von «Siamo italiani» über die italienischen Einwanderer der Schweiz in Zeiten der Überfremdungsbewegung geschrieben hatte,[40] wurde Frisch im Jahr darauf zur Jahreskonferenz der «Vereinigung der kantonalen Fremdenpolizeichefs» nach Luzern eingeladen. Dort konnte er seinen Appell für einen menschlichen Umgang mit den sogenannten Gastarbeitern direkt an die Adressaten seiner Kritik richten. Frischs Vertrauen in die vernünftigen Argumente erklärt letztlich auch, warum er sich 1968 für die Studentenbewegung einsetzte und was ihn für diese attraktiv machte: Frisch war offenbar davon überzeugt, dass die Studierenden etwas Vernünftiges erreichen wollten. Vor dem Hintergrund, dass er direkten politischen Einflussmöglichkeiten durchaus etwas abgewinnen konnte, erhält selbst Frischs Nähe zu Helmut Schmidt und anderen Parteivertretern eine gewisse Plausibilität. Just auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokraten, der unmittelbar nach den Ereignissen des Deutschen Herbstes stattfand, formulierte Frisch die Maxime, dass die Politik «ohne die lästige Assistenz der Intellektuellen» keine «geschichtliche Chance» habe.[41] Frisch gab sich überzeugt, dass die Politik ihn nötig hatte. Diese Haltung war Ausdruck seiner aufklärerischen Grundauffassung, entbehrte allerdings nicht der persönlichen Eitelkeit, sich als arrivierter öffentlicher Intellektueller zu gefallen.

Immerhin erschöpfte sich Frischs Vorstellung einer Assistenz nicht im Vordenken einer politischen Linie, in der Verschriftlichung oder Poetisierung eines Parteiprogramms. Vielmehr hielt er es mit dem Dramatiker Henrik Ibsen, dessen Motto er übernahm: «Zu fragen bin ich da, nicht zu antworten.»[42] Frisch war denn auch überzeugt, dass er auf dem Parkett der Politik mit dem Fragegestus die entscheidende Waffe in der Hand hatte, die ihn vor Verblendung sowie vor der durchschlagenden Wirkungslosigkeit eines direkten Engagements bewahrte. Das bringt uns zurück zur Gewaltfrage. Trotz seines eigenen Glaubens an Gewaltlosigkeit äusserte Frisch Verständnis für Bewegungen, die Gewalt als Mittel für ihre politischen Kämpfe nutzten. Er war davon überzeugt, dass es sinnvoll eingesetzte Gewalt gebe, und zwar, indem diese den Staat als Inhaber des Gewaltmonopols «erst dazu» bringe, «überhaupt auf die Vernunft einzugehen».[43] Deshalb hütete sich Frisch am SPD-Parteitag von 1977 vor Antworten. Vielmehr bestand seine Rede aus drei ausgearbeiteten Fragen, in denen er die Legitimität von staatlichem Handeln angesichts des Terrorismus umkreiste – und mit denen er offensichtlich auf die versammelten Politiker einwirken wollte.

Trotz seiner Vorbehalte gegenüber dem Glauben an einen Einfluss auf die Politik würde man Frisch wohl Unrecht tun, wenn man sein Engagement und die damit verbundenen Überzeugungen kleinreden würde. Dafür kämpfte Frisch zu ernsthaft gegen «Vor- und Fixurteile», die Lebensläufe verunmöglichten – etwa indem er Berufsverbote und weitere politische Repressionen gegen unangepasste und linke Lehrer und andere Staatsangestellte scharf kritisierte[44] –, sowie gegen eine «Unbeweglichkeit der Institutionen», die sich «gegen den Menschen» wenden, wie es im «Zürcher Manifest» von 1968 heisst.[45] Max Frisch war kein Autor der Revolte oder Revolution, aber einer, der sich als Staatsbürger und Autor in die Tradition der Aufklärung stellte. Und einer, für den die Versuche, Fixierungen und Denkschemata im Gestus der Frage aufzusprengen, eine Bedingung für ein echtes, wirksames Engagement waren – nicht zuletzt, um seiner Furcht begegnen zu können, gelebt zu haben, «ohne lebendig zu sein».[46]

Anmerkungen

1 Newsweek, Nr. 96, 14. 7. 1980, S. 38.
2 Siehe dazu auch Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, München 2015, S. 423 f.
3 Raddatz, Fritz J.: «Ich singe aus Angst – das Unsagbare.» Ein Zeit-Gespräch mit Max Frisch, in: Die Zeit, Nr. 17, 17. 4. 1981, S. 37 f. Wieder in: Frisch, Max: «Wie Sie mir auf den Leib rücken!» Interviews und Gespräche. Ausgewählt und herausgegeben von Thomas Strässle, Berlin 2017, S. 93–110, hier S. 103 f. Max Frisch verwechselt im Interview die «Newsweek» mit der «New York Times».
4 Frisch, Max: Tagebuch 1966–1971, in: Gesammelte Werke (GW), Bd. 6, Frankfurt a. M. 1986, S. 134.
5 Frisch, Interviews (wie Anm. 3), S. 105.
6 Max Frisch, in: Max Frisch. Reihe Dossier der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, hg. v. Arthur Zimmermann, Bern 1981, S. 61.
7 Von Matt, Peter: Max Frisch und sein Ruhm, in: Sinn und Form 64/1 (2012), S. 275–278, hier S. 276.
8 Frisch, Max: Helmut Schmidt als Bundeskanzler gestürzt. 1. Oktober 1982. Zitiert nach: Von Matt, Frisch (wie Anm. 7), S. 277.
9 Schmidt, Helmut: Weggefährten. Erinnerungen und Reflexionen, Berlin 1996, S. 99.
10 Frisch, Max: Montauk, in: GW, Bd. 6, S. 617–754, hier S. 628.
11 Siehe dazu Buomberger, Thomas: Die Schweiz im Kalten Krieg, 1945–1990, Baden 2017.
12 Burckhardt, Lucius/Frisch, Max/Kutter, Markus: achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und Vorschlag zur Tat (Basler politische Schriften 2), Basel 1955, S. 42.
13 Siehe dazu Ganz, Martin: Nonkonformes von vorgestern: «achtung: die Schweiz», in: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel, hg. v. Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich 1991, S. 373–414.
14 Vogel, Paul Ignaz: Und die Schweiz? Ein Gespräch mit Max Frisch, in: Neutralität 2/5 (1964), S. 2–6, hier S. 3.
15 Frisch, Max: Der Autor und das Theater. Rede auf der Frankfurter Dramaturgentagung (1964), in: GW, Bd. 5, S. 339–354, hier S. 347 f.
16 Frisch, Max: Biografie: Ein Spiel, in: GW, Bd. 5, S. 481–578, hier S. 520 f.
17 Bloch, Peter André/Bussmann, Rudolf: Gespräch mit Max Frisch, in: Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart, hg. v. Peter André Bloch, Edwin Hubacher, Bern 1972, S. 17–35, hier S. 23.
18 Frisch, Max: Tagebuch 1966–1971, Frankfurt a. M. 1979, S. 107. Dieses Zitat fand keine Aufnahme in die Gesammelten Werke.
19 Frisch, Max: Aus dem Berliner Journal, hg. v. Thomas Strässle, Margit Unser, Berlin 2014, S. 158 f.
20 Ebd., S. 101.
21 Zanetti, Gerardo: «Soll der Onkel auf die Barrikade steigen?» Ein Gespräch mit Max Frisch, in: Die Woche (Olten), 19. 8. 1964, S. 8 f. Wieder in: Frisch, Interviews (wie Anm. 3), S. 49–53, hier S. 52.
22 Schweizerisches Bundesarchiv (BAR), E4320C#1995/392#1522*, Telefonabhörbericht vom 30./31. 12. 1970 [unklare Datierung].
23 Frisch, Interviews (wie Anm. 3), S. 51; vgl. Vogel, Schweiz (wie Anm. 14), S. 5 f.
24 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 99.
25 Zimmer, Dieter E.: Noch einmal anfangen können. Ein Gespräch mit Max Frisch, in: Die Zeit, Nr. 51, 22. 11. 1967, S. 13. Wieder in: Frisch: Interviews (wie Anm. 3), S. 67–78, hier S. 76.
26 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 111.
27 Frisch, Max: Demokratie ohne Opposition?, in: Die Weltwoche, Nr. 1795, 11. 4. 1968, S. 25 f.
28 BAR, E4320C#1995/392#1516*, Bericht der Stadtpolizei Zürich vom 17. Juli 1968.. Vgl. dazu den Kommentar von Max Frisch: «Ein Freund, Gottfried Honegger, berichtete, dass selbst das Volkshaus nicht seinen Saal an die AJZ-Leute vermiete, es sei denn, jemand leiste eine Kaution für allfällige Sachschäden und Verwüstungen etc. In der Sorge, dass man diese jungen Leute zu Vandalen macht, indem jeder Saalvermieter sie von vornherein als solche behandelt, leisteten wir die Kaution. Was nicht Saalmiete ist. Die Vollversammlung fand statt. Im Volkshaus. Und meine Kaution kam zurück.» Frisch, Max: Ignoranz als Staatsschutz?, hg. v. David Gugerli, Hannes Mangold, Berlin 2015, S. 45, 47.
29 BAR, E4320C#1995/392#1572*, Bericht der Kantonspolizei Zürich vom 6. Juni 1968.. Siehe dazu auch den Bericht von Frisch, Max: Jemand hat sich geirrt (1968), in: GW, Bd. 6, S. 473–475.
30 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 156 f.
31 Bienek, Horst: «Werkstattgespräch mit Max Frisch», in: Ders.: Werkstattgespräche mit Schriftstellern, München 1962, S. 21–32. Zitiert nach Frisch, Interviews (wie Anm. 3), S. 31–47, hier S. 38.
32 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 105.
33 Bloch, Gespräch (wie Anm. 17), hier S. 19.
34 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 105.
35 Ebd., S. 105.
36 Ebd., S. 318.
37 Ebd., S. 319.
38 Koch, Werner: Gespräch mit Max Frisch (1970), in: Ders.: Kant vor der Kamera, Mainz 1980, S. 115–128, hier S. 118.
39 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 72.
40 Frisch, Max: Überfremdung 1 (1965), in: GW, Bd. 5, S. 374–376. Siehe dazu Seiler, Alexander: Siamo Italiani. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz, Zürich 1965.
41 Frisch, Max: Rede vor den Delegierten des SPD-Parteitages, in: GW, Bd. 7, S. 34–39, hier S. 38.
42 Frisch, Max: Tagebuch 1946–1949, in: GW, Bd. 2, S. 347–750, hier S. 467.
43 Koch, Gespräch (wie Anm. 38), S. 119.
44 Frisch, Max: Die politische Repression (1979), in: GW, Bd. 6, S. 59–68.
45 Frisch, Tagebuch (wie Anm. 4), S. 156.
46 Daynard, Jordi: «The Art of Fiction» (1984), in: The Paris Review, Nr. 113, 1989, S. 63–89. Deutsche Übersetzung: Die Paris Review Interviews 02. Aus dem Englischen und herausgegeben von Alexandra Steffes, London, Berlin 2014. Hier zitiert nach: Frisch, Interviews (wie Anm. 3), S. 135–163, hier S. 149.